

Ludwig Tieck

Der Tod des Dichters

minifanal.de

Dirk Friedrich (Hg.):
Ludwig Tieck:
Der Tod des Dichters

1. Auflage, 2014

Verlag: minifanal
www.minifanal.de

Herausgeber:

© Dirk Friedrich
Dorfstr. 57a, 53125 Bonn
Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: Marian Jaworski (marianjaworski.de)

Ludwig Tiecks Novelle *Der Tod des Dichters* erschien erstmals 1833. Die vorliegende Ausgabe wurde durchgesehen, bei Bedarf der aktuellen Schreibweise angepasst und mit Anmerkungen versehen. Als Grundlage diente der Abdruck des Werkes in *Ludwig Tiecks gesammelte Novellen, Dritter Band* (=Ludwig Tiecks Schriften. Neunzehnter Band), Berlin 1853.

Das Originalwerk ist ursprünglich nicht in nummerierte Kapitel, sondern nur in Abschnitte unterteilt, die Zählung wurde hier zur besseren Übersicht eingefügt.

Inhaltsverzeichnis

Ludwig Tieck: Der Tod des Dichters

Erstes Kapitel.....	5
Zweites Kapitel.....	13
Drittes Kapitel.....	27
Viertes Kapitel.....	43
Fünftes Kapitel.....	48
Sechstes Kapitel.....	70
Siebtens Kapitel.....	75
Achtes Kapitel.....	87
Neuntes Kapitel.....	100
Zehntes Kapitel.....	140
Elftes Kapitel.....	152
Zwölftes Kapitel.....	168
Dreizehntes Kapitel.....	182
Vierzehntes Kapitel.....	207
Fünfzehntes Kapitel.....	212

Anhang

Luís de Camões.....	223
König Sebastião und die Schlacht bei Alcácer-Quibir.....	226

Ludwig Tieck: Der Tod des Dichters

Erstes Kapitel

Es war ein heller, freundlicher Morgen, als die edle Gräfin Catarina nachsinnend im Gartensaale saß, indem ihr großes Auge auf den blühenden Granaten ruhte, die neben dem Springbrunnen leuchteten, in dessen Bassin sich die Goldfischchen funkelnd bewegten. Ihre Enkelin, Dona Maria, ordnete Rosen und Nelken in den schön gearbeiteten Gefäßen, welche die Ecken des weiten, kühlen Saales schmückten.

Die Matrone¹ wurde aus ihrem Sinnen durch den Ausruf des zwölfjährigen Kindes geweckt: „Da ist er wieder!“

„Was hast du?“ fragte Dona Catarina, indem sich die große Gestalt aus dem Armsessel erhob.

„Immer wieder“, sagte das Fräulein, „wandelt der einäugige Mann hier auf der Landstraße und schaut dann durch das Gitter in unseren Garten. Ich habe ihn nun schon drei Tage hintereinander hier stehen sehen. Er betrachtet sich, wie ich glaube, den Springbrunnen so genau und die Blumenbeete. Er ist ein hübscher alter Mann.“

Catarina ging langsam an das Fenster, sah zu dem bezeichneten Wanderer hin und sagte: „Ein Armer, wie so viele. Dieses Erspähen und Lauschen gefällt mir nicht. Man hört so viel von Räubereien und Gewalttaten, und unser kleines Schloss liegt hier ziemlich einsam.“

„O Großmutter“, rief die Kleine, „du bist immer so misstrauisch! Die Menschen sind nicht so schlimm, wie du sie schilderst. Man hat ja nur Not über Not, wenn man keinem mehr trauen will.“

„Glückliches Kind!“, sagte Catarina, indem sie dem schönen Mädchen die weiße Stirn küsste. „Traurig genug, dass diese Unbefangenheit dem Misstrauen entgegenwächst. So quillt die Blüte im Frühling aus dem Apfelbaum, sie prangt und duftet im frischen Morgenhauch, sie fällt ermüdet und farblos auf den Boden, die Frucht gewinnt Kraft, der Apfel rötet sich und reift der Verwesung zu. – So vergeht alles Schöne und Liebliche.“

1 Matrone: ältere, würdevolle Frau.

„Es kommt aber auch wieder“, sagte die Kleine. „Gott wird es nicht müde, die Blumen wieder aufzuwecken, wenn sie gestorben sind. Freilich sind es eigentlich andere als die verwelkten, aber doch auch lieblich. Die Lämmer und kleinen Ziegen im Gebirge dort, wo wir erst wohnten, waren auch alle Jahre neu. Man muss sich mit den frischen Spielkätzchen nun auch wieder bekannt machen. Das ist denn auch bald zustande gebracht.“

Wechsel freilich, sagte Catarina für sich, wer sich diesem hingeben kann, ist auf seine Art glücklich.

Jetzt sah Catarina selbst neugierig auf die Landstraße hinaus, welche man von diesem Seitenfenster übersehen konnte. Ein lahmer Schwarzer hinkte schnell herbei und begrüßte freundlich, wie es schien, den einäugigen Mann. Sie sprachen lebhaft miteinander, und der schwarze Sklave händigte dem Fremden Geld und ein Paket ein. Der Fremde legte dann dem Sklaven seine Hand vertraulich auf die Schulter, sah ihm in die starren Augen und sagte einige Worte, zu welchen der Schwarze den krausen Kopf schüttelte. Sie besprachen sich dann heimlich und gingen fort, indem der Fremde, wie ermattet, sich auf den Schwarzen stützte.

Catarina sagte: „Der Unbekannte, welcher mein Haus so genau betrachtet, gefällt mir immer weniger. Welche Verabredungen, welche Verbindungen kann er mit diesem unglücklichen Sklaven haben? Soll ich denn immer sorgen? Fast gereut es mich, mein schönes Gebirgstal verlassen zu haben. Der Unmut und die Furcht vor den Menschen folgen mir nach.“

„Siehst du, Mütterchen“, rief die Kleine, indem sie recht schalkhaft dazu aussehen wollte, „das habe ich dir wohl vorher gesagt, dass es so kommen würde! Da draußen hast du dich auch vor jedem unschuldigen Schäfersmann gefürchtet. Da hieß es, die Einsamkeit bekäme dir nicht, die große Stadt hier, das herrliche Lissabon, würde alles gutmachen. Nun sind wir seit etlichen Tagen hier – ja, aber worin ist es nun besser? Das Lärmen der Stadt und des Hafens ist dir zuwider; da gehen wir hierher, in dein schönes Gartenhaus, hier ist es still, und dich ängstigt jeder Wandersmann. Der Mann, der nur ein Auge hat, sieht so gut aus, hübsch in seiner Art, ich könnte mich gut mit ihm vertragen, wenn er mit mir redete. Der schwarze Mensch gefiel mir auch, er war ja wie ein Spielkamerad von dem Alten, und ich dachte an meinen guten Pudel, der mit dem Zottenkopf so schüttelte, wenn er springen wollte. Der Pu-

delhund wird bei unseren Gärtnersleuten auch noch oft an mich denken, denn er war gern in Gesellschaft.“

So schwatzte das lebhaft Kind, und Catarina schien sich an den unschuldigen Reden des muntern Wesens zu erfreuen.

Reiter sprengten vor das Schloss, und bald darauf erschien der alte Marquês de Castro, welchen der junge Graf Fernando, der Neffe Catarinas, begleitet hatte. Der anmeldende Diener nahm dann die Begleitenden der Herrschaft in Empfang, um sie und ihre Rosse zu versorgen.

Der Greis sowohl wie der Jüngling begegneten der hohen Matrone mit einer scheuen Ehrerbietung. „Ist Euch nun besser, teure Gräfin“, begann der Alte, „als gestern und vorgestern? Seid Ihr des Hauses, dieses Gartens und der schönen heiteren Aussicht schon mehr gewohnt? Hat sich der Schmerz des Hauptes vermindert, der Euch so sichtlich quälte?“

„Mir ist recht wohl, Marquês,“ sagte Catarina mit freundlicher Stimme, „so wohl, wie ich es nur erwarten kann. Das wahre Glück des Menschen ist, nur wenig zu fordern. Der Billige findet nur wenige Ursache zu klagen.“

„So klagt Ihr“, antwortete der Alte, „ohne es zu wollen. Sind wir so sehr resigniert wie Ihr, edle Frau, so gibt es freilich so wenig Trauer wie Freude. Ich hoffe aber, Eure Geburtsstadt, die Ihr so lange nicht gesehen, die Bewegung der Welt, der Anblick des Meeres mit seinen Schiffen, diese weite Aussicht von hier in den Himmel und das Gebirge Sintra hinein sowie die Granaten, Orangen und Zitronen hier im Garten werden Euer schönes Gemüt wieder poetisch stimmen.“

„Poetisch?“ rief Catarina mit einem Tone, welcher fast zürnend klang. „Ich bin zufrieden“, sagte sie dann milder, „und erkenne, was Gottes Güte, ungeachtet mancher Leiden, für mich getan hat.“

Der Greis war einen Augenblick wie verlegen gewesen und fasste die feine weiße Hand der Redenden, indem er ihr lächelnd in das Auge sah. „Ihr könnt mich und mein reines Wohlwollen nicht missverstehen“, sagte er im weichen Ton.

„Gewiss nicht“, antwortete sie, indem sie seine Hand drückte. „Das Vergangene ist vergangen; wir wissen ja, dass wir uns selbst unser Schicksal machen. Ihr wart immer mein edler Freund und seid es geblieben. Wie undankbar wäre ich, wenn ich das jemals vergessen könnte.“

Jetzt wendete sich der alte Marquês zum munteren Kind, indem er sagte: „Nun, Maria, bist du zufrieden, mit deiner lieben Mutter hier zu wohnen?“

„Gewiss, sehr“, antwortete Marie, „nur wollen mich meine Duennen² zu sehr und zu oft putzen, weil sie sagen, Ihr oder der junge Graf könnten plötzlich angeritten kommen. Und wenn man sich anzieht und umzieht, so kann man unterdessen nichts anderes denken und betrachten.“

„Und du denkst so gern“, sagte der Marquês lachend.

„Gewiss“, antwortete das Kind sehr ernsthaft, „denn wenn man nicht darüber denkt, so kann man ja auch an den Dingen gar nichts haben: voraus an denen, über welche man sich freut. Das geht und stirbt ja denn so hin, als wenn wir es nicht gehabt, ja nicht einmal gesehen hätten. So habe ich morgens meine Stunde, wo ich an das Bergtal denke, wo wir lebten; an die Weinstöcke, den Gärtner und seine hübsche junge Frau, an das Kindchen an ihrer Brust, an mein Zickelchen, das jetzt groß ist, an den Wasserfall dort und den jungen Hirten, der die Schalmei³ so hübsch blies, und an alles, alles.“

„Du hast es freilich noch nicht nötig“, sagte Catarina, „die Kunst des Vergessens einzuüben. Was sammelt der Mensch nicht alles ein, in dem gutmütigen Wahn, dass alles Glänzende ein Schatz sei: Nachher sehnt sich und strebt die Seele, alle diese Gedanken und Erinnerungen wieder loszuwerden. Nur ein Ringen ist uns vergönnt, einen Besitz finden wir nicht.“

„Wenn das wahr ist,“ sagte der Neffe, der indes Marias kleine Hand gefasst hatte, „so können wir nicht früh genug darauf hinarbeiten, dass uns der Verlust kein Verlieren sei. Gibt es keinen Besitz, so ist die Kraft zu entsagen auch keine Seelenstärke.“

„Lassen wir diese trübseligen Grübeleien“, rief der Alte mit etwas errungener Heiterkeit, indem er den mitleidigen Blick, mit welchem er Catarina betrachtet hatte, auf das lächelnde Kind wendete. „Es ist unsere Aufgabe, das Leben frei und kräftig fortzuleben und in diesem für ein anderes Dasein die Fähigkeit zu erwerben. Dazu gibt es gewiss, so viele Anlagen und Neigungen sich finden, sehr verschiedene Wege, und wir wollen keine Bestrebung, kein rüstiges Ankämpfen oder keine Freude verwerfen. Wenn es von so vielen Alten heißt, sie starben alt und lebenssatt, so glaube ich doch, dass diese Satttheit

2 Duenne: Anstandsdame, vom altspanischen Wort *dueña*.

3 Schalmei: Hirtenflöte.

kein Überdruß des Lebens werden soll. Diese starken Männer fühlten wohl nur, sie hätten nun alles genossen, gefühlt, verstanden und verdaut, was ihnen Natur und Geist in ihrem damaligen Zustande anbieten konnten. Das Gastmahl war mit frischen Sinnen und geistiger Heiterkeit durchgenossen; und auch trübe Erfahrung und Schmerz stehen dann auf der Schicksalstafel als notwendige Ingredienzen des Mahles.“

Man wurde unterbrochen, da eine Duenne Maria abholte, um sie zur Mittagstafel anzukleiden. Der Marquês sah die Störung gern, indem er sich sogleich mit einem anderen Gespräch zur Herrin des Hauses wendete: „Wie wohl wird einem hier in dieser schönen Einsamkeit! Die ganze Stadt ist ein verwirrtes Getöse, und man spricht nur von der Einschiffung und dem Ritterzuge unseres Königs. Hier Freude und Jubel, dort Missbilligung und Furcht, Prophezeiungen durchkreuzen sich, Handel aller Art werden geschlossen, man rennt, man fragt, man wuchert und macht Schulden, und die jungen Edelleute verkaufen, was sie besitzen, um drüben in der afrikanischen Wüste glänzend aufziehen zu können. Wie viele Hoffnungen knüpfen sich an diesen Feldzug! Krönt er vielleicht dort, was früher die portugiesischen Fürsten und Helden taten, oder vernichtet er durch ein entsetzliches Unglück unseren Ruhm und Staat?“

Catarina stand mit der größten Lebhaftigkeit auf und sah den Marquês mit den hellen, großen Augen durchdringend an. „Kann diese Lästerung über Eure Lippen kommen?“ rief sie aus. „Wir müssen siegen; der Himmel wird seine Streiter nicht verlassen! Unser junger heldenmütiger König wird unser Volk erheben, neue Staaten dort gründen, wie seine Vorfahren den Namen »Portugiese« in Brasilien, Afrika und den östlichen Indien mit großen, wundervollen Taten unsterblich machten.“

„Der Himmel möge es so fügen“, erwiderte der Alte. „Abenteuerlicher als die früheren Unternehmungen, wenn auch nicht heroischer, ist dieser Zug. Der alte Kriegsfürst Alba⁴ hat ihn dringend widerraten, die ergrauten Soldaten schütteln den Kopf über die Hitze der unerfahrenen Jugend, und einige Schadenfrohe weissagen mit leichtem und kaltem Sinn den Untergang unseres Vaterlands, weil sie schon auf Philipp und Spanien hinblicken, dessen Herr-

4 Fernando Álvarez de Toledo, Herzog von Alba (1507-1582) war ein spanischer Edelmann und Militär. 1580 half er der spanischen Krone bei der Einverleibung Portugals.

schaft sie für die bessere halten, und meinen, unser kleines Reich hätte immer so, von der Natur bestimmt, eine Provinz Spaniens sein müssen.“

Catarina ging mit heftigen Schritten durch den Saal, ihre Wange glühte, ihr Auge sprühte Licht. „Solche Verräter dürfen sich an den Tag wagen?“ rief sie, als müsse sie die Tränen des Zornes zurückzwängen. „Sind ihrer mehr, sind ihrer viele, so ist freilich das Vaterland schon verloren. Wenn wir um die Sklavenketten buhlen, so mag man uns nur das Brandmal der Verworfenheit aufdrücken. Wenn aber die Geister der großen Ahnen herniederwehen und mit ihrem Feuermut jene kühnen Streiter beseelen und anfachen, so werden diese siegen und dann jene kalten Herzen weit weg von sich verstoßen, welche unmündig sind, dieselbe Luft mit ihnen zu atmen.“

Der Marquês umarmte wie mit jugendlichem Feuer seine Verwandte, indem er sagte: „Ihr seid, edle Frau, eine Debora⁵, eine Heldin in der Liebe zum Vaterland. So jugendlich Euer Herz aufflammt bei allem Großen und Schönen, so fühlt und lindert es alle Not, wohin Eure Arme nur reichen können. Wie lieblich nehmt Ihr Euch der Waise einer armen Freundin an und erzieht sie als eine Enkelin und gönnt ihr den Namen des Kindes.“

Catarina ließ sich wieder in den Sessel fallen und sagte mit matter Stimme: „Schmeichelt mir nicht, da Ihr ein Lehrer und Vormund sein sollt, Berater und Helfer. Nehmt Ihr Euch des Kindes an, wenn ich nicht mehr bin.“

„Wunderliche Muhme“⁶, rief der Greis, „Ihr seid stark, gesund und zwanzig Jahre jünger als ich! Das wird der Himmel nicht zulassen, dass ich Euch überleben sollte. Ich wollte Euch auch melden, dass der Aufbau Eures Palastes in der Stadt, den vor zwei Jahren die Flammen zerstörten, ziemlich vorgeschritten ist. In einem Jahre werdet Ihr ihn bewohnen können, und er wird bequemer und prächtiger, als er war.“

„Ach“, seufzte Catarina, „alles dies geschieht für die Verwandten meines verstorbenen Gemahls. Was soll ich in der großen verwirrten Stadt? Hier werde ich wohnen bleiben, wenn ich nicht zu meinem kleinen Hause im einsamen Gebirge zurückkehre.“

5 Der Name Debora bezieht sich hier auf die biblische Figur der Richterin und Prophetin Debora.

6 Muhme: Tante, Cousine.

„Nein“, rief der Marquês, „hier in unserem Lissabon müsst Ihr wenigstens bleiben, und wir, denen Ihr es erlaubt, Euch zu sehen, wir Beglückten wollen Euch ja auf den Händen tragen. Ihr dürft uns nicht wieder entschlüpfen. Auch sollt Ihr, wenn Ihr es durchaus befiehlt, von den Verwandten Eures Gemahls nicht gestört werden.“

„Ich werde sie zuweilen sehen, die Habgierigen“, antwortete Catarina, „aber immer nur in Eurer und meines Neffen Fernando Gesellschaft. Sie sollen nicht glauben, dass ich sie fürchte, dass ich wohl gar nötig hätte, mich vor ihnen zu verbergen. Wenn ich die Einsamkeit liebe und suche, so ist es, weil sie mir eine liebe Gespielin, meine Freundin ist. Nicht alle Menschen verstehen es, mit ihr zu leben; die Unwürdigen am wenigsten.“

Der Alte küsste ihr mit Zärtlichkeit die weiße Hand, die man noch schön nennen konnte, und entfernte sich, indem er ihr noch in der Tür einen freundlichen, tröstenden Blick zuwarf. Der Neffe Fernando setzte sich hierauf zu ihr an den Tisch, indem er ihr Rechnungen und Quittungen vorwies, denn er war es, welcher mit dem Marquês die Oberaufsicht über den Bau des Palastes führte. Sie war mit allem zufrieden, was geschah, und versank wieder in ihre trübe Stimmung. „Ich rettete aus dem Brande damals“, sagte der Neffe, „was ich nur erreichen konnte. Die wichtigen Dokumente, die Euer Vermögen betreffen, werde ich Euch, verehrte Tante, in diesen Tagen überbringen, auch den Schmuck, den das Feuer verschonte. Einige Bücher, die Euch vielleicht lieb sind, konnte ich ebenfalls in Sicherheit bringen, doch die alten spanischen und italienischen Rittergeschichten vergönnt Ihr mir wohl zu meiner Erquickung noch auf einige Zeit. Unter Rechnungen, Haushaltsbüchern haben sich auch ganz unnütze Schriften und Papiere gefunden, mit denen ich Eure Schränke nicht belästigen will. Sie wurden damals gerettet, weil wir etwas Besseres zu finden glaubten. So geht es oft bei solchen Unglücksfällen: Das Unschätzbare lässt man in der Verwirrung vom Element zerstören und bewahrt sorgfältig Spreu und Fetzen.“

„Ein Bild unseres Lebens“, antwortete sie, „ich habe Euch alles unbedingt anvertraut, und Ihr mögt ganz nach Eurem Wohlgefallen handeln.“

Auch der Neffe verabschiedete sich, und sie entließ ihn mit großer Freundlichkeit. Als sie allein war, ging sie wieder an das große Fenster, welches auf die Landstraße und den Weg zur Stadt hinausschaute, und blickte hinunter, als wenn sie jemanden ängstlich erwartete. Sie ging zurück und näherte sich

wieder. „Endlich!“ rief sie plötzlich, und ihr schönes, bleiches Antlitz erglühete. Man hörte jemand langsam und mühselig die Stiegen heraufschreiten. Als die Tür sich öffnete, trat ein uralter, greiser Diener herein, der auf den Wink seiner Gebieterin die Tür hinter sich sogleich verriegelte. Sie tat dasselbe mit jener, die zu den inneren Gemächern führte.

„Setze dich, Domingos, ruhe, alter Mann“, sagte sie freundlich und gerührt, „der Tag ist heiß; erhole dich erst, bevor du sprichst.“ Der ergraute Diener setzte sich zitternd in den Sessel, und sie blieb vor ihm stehen. Er sah zu ihr empor und wollte lächeln, als sie ihm die weiße Locke von der Stirne strich, aber eine Träne stahl sich aus dem Auge des Greises. „Gute, liebe, herrliche Frau“, sagte er endlich, „ach, die ich kannte und liebte und wartete, als sie noch ein kleines Kind war – ach, warum kann ich Euch nicht glücklich machen!“

„So hast du nichts erfahren?“ fragte sie.

„Genug“, erwiderte der Greis, „wäre es nur etwas Besseres: Vor zehn Jahren ist er krank aus Indien zurückgekommen, damals, wie das große Sterben hier im Lande war.“ „Das weiß ich“, erwiderte sie lebhaft, „weiter!“

„Dann haben sich manche um ihn bekümmert“, sagte der Alte, „aber unser König war noch zu jung, beinah noch kindisch. Und viele Feinde hatte er auch, das wisst Ihr ja selbst am besten. Vier Jahre später kam sein Buch heraus, das so sehr schön sein soll, wie sie alle sagen. Nun hatten sie unserem regierenden Kind, denn der Herr war ja erst sechzehn Jahr alt, schon seinen Wirrwarr und das wilde Afrika und die Märtyrergeschichten in seinen hitzigen Kopf gesetzt...“

„Sprich nicht so!“ rief Catarina.

„Ich sage nur“, fuhr der Alte mit Rührung fort, „dass man doch lieber vorher erst Mensch sein soll, ehe man sich zum Helden und Erretter von Tausenden erklärt und Religion und die Kreuzesfahne in die heißen Steppen einpflanzen will, die da doch verdorren werden.“

„Und was von ihm?“ fragte Catarina.

„Ja, wie mir viele Menschen und der Buchhändler, der das schöne Buch von ihm hat drucken lassen, gesagt haben, so war denn dieser große heroische Mut die Ursache, dass man einen so begabten Untertan, einen so herrlichen Mann

hat verschmachten lassen. Er ist schon vor zwei Jahren im Hospital gestorben.“

Catarina wich zurück. Er entfernte sich auf einen stummen Wink. „Voriges Jahr“, sagte sie, als sie allein war, „hätte ich also wohl auch, wie Rodrigo, mein Gemahl, sterben können.“

Sie öffnete mit einem goldenen Schlüssel einen kleinen, zierlichen Schrank. Ein Buch, schön in Gold gebunden und verziert, nahm sie heraus, öffnete es und küsste es inbrünstig. Dann setzte sie sich nieder und weinte von Herzen.

Zweites Kapitel

In der Vorstadt, welche auf der entgegengesetzten Seite von Lissabon sich erstreckt, hatte sich nach der Siesta eine Gesellschaft von Bürgern versammelt. Im Garten einer Schenke saßen sie unter einer dicht schattenden Weinlaube an einem langen steinernen Tisch, der Blick umfasste von dort eine weite Aussicht über Hügel, Weinberge und einen Teil der Stadt, welche amphitheatralisch emporstieg. In diese einsame und kühle Gartengrotte kamen zuweilen gegen Abend einige befreundete Menschen, um sich bei einem Krug leichten Weines zu unterhalten, und den Vorsitz führte fast immer Herr Matthias, der sich dem geistlichen Stande gewidmet, aber noch keine Stelle eines Kaplans hatte erhalten können, weil es ihm an einem vornehmen Beschützer fehlte. Ihm zunächst nahm Enrique seinen Platz ein, ein Mann, der sich gern Künstler und Bildhauer nennen hörte, weil er nicht ohne Geschicklichkeit Zierrat und selbst zuweilen kleine Figuren in Holz schnitzte. Die übrigen Gäste waren Handwerker oder Männer, die von geringen Renten kümmerlich und eingezogen lebten. Sie vereinigten sich gern in diesem wohlfeilen und still abgelegenen Garten, weil sie hier keine Veranlassung fanden, Geld auszugeben oder von heftigen und schreienden Gesellen gestört zu werden. So hatte der Besitzer, ein Weingärtner, gewissermaßen eine feinere, halb gelehrte Gesellschaft bei sich vereinigen können, der er sich selber, obgleich er der Wirt war, zuweilen gern anschloss, es auch deshalb mit der Bezahlung des Weines, den er selbst baute, nicht immer genau nahm, wenn er sich in freien und anmutigen Gesprächen unterhalten hatte.

„Wie ich sage“, fuhr Matthias fort, „wozu hilft es nun, gelehrt zu sein, wenn keiner unserer müßigen Großen meine Talente anerkennen mag? Wenn man mich nicht unterstützt und befördert, um meinem Vaterland noch mehr Ehre zu machen? Die Übersetzung meiner Eklogen⁷ des großen Virgilius⁸ ist gut, die Anmerkungen dazu sind vortrefflich: Alle, die eine Stimme haben, kommen darin überein, das ist es aber auch alles. Da lobe ich mir Italien, da findet der große Mann seinen Mäzen. Was haben die erlauchten Medicäer⁹ für Künste und Wissenschaften getan, die Päpste Julius, Leo und Clemens¹⁰, die Kardinäle, Bembo¹¹ und andere Fürsten der Kirche und weltliche Herrscher. Seit die Herren Jesuiten hier im Lande so vielen Einfluss haben, ist alles, was ihnen nicht dient, vernachlässigt. Darum hinken wir, wenn der Italiener geht und läuft, darum ist, so manchen großen Regenten wir auch besaßen, Portugal immer noch verfinstert und trübe.“

„Wohl, wohl!“ rief der Bildhauer. „Glaubt mir nur, es fehlt unseren Landesgenossen noch an Auge und Sinn: Wir sind allzumal noch Barbaren. Was könnte auch bei uns geschehen, da es uns gewiss nicht an Kunsttalenten fehlt, wenn der jetzige unglückliche Feldzug, den Gott zum Heil lenken möge, nicht alle unsere Kräfte verschlänge? Man hört nur von Waffen, Kanonen, Harnischen, Schwertern, Rossen und Pulverwagen, Gewehren und Feldschlangen.¹² Der junge Adel ist wie berauscht, und Kinder wollen mit in die brennenden Steppen hinüberziehen, um mitzukämpfen, und Weiber und Mütter folgen, weil sie sich einbilden, dort Wohnungen zu finden, große Städte zu erobern und Kolonien zu gründen. Aber es muss zum Elend ausschlagen. Und hier zu Hause wird unterdessen alles versäumt, und alle verarmen, weil der letzte Crusado nur für Schiffe und Mannschaft verwendet wird.“

„Lasst Dom Luís nur kommen“, rief Ernesto, ein alter Bürgersmann, „der wird uns die Sache anders auslegen!“

7 Ekloge: römisches Hirtengedicht.

8 Virgilius oder Vergil (70 v. Chr.-19 v. Chr.) war ein lateinischer Dichter.

9 Medicäer: Familie der Medici.

10 Die Päpste Julius II. (1503-1513), Leo X. (1513-1521) und Clemens VII. (1523-1534) waren Förderer von Kultur und Kunst.

11 Pietro Bembo (1470-1547) war ein italienischer Humanist und Geistlicher, 1539 wurde er zum Kardinal ernannt.

12 Feldschlange: Geschütz mit langem Kanonenrohr.

„Anders, aber nicht besser, Dom Ernesto!“ rief Matthias, der Geistliche. „Dieser Luís meint alles zu wissen und zu verstehen; und, erinnert Ihr Euch nicht, wie ich ihn neulich zuschanden machte, als er meine Anmerkung zum sechsten Vers der dritten Virgilischen Ekloge nicht billigen wollte?“

„Lasst es gut sein, einsichtsvoller Mann“, erwiderte Ernesto, „gebt nicht dem Sprichwort recht, dass die Gelehrten immerdar aufeinander neidisch sind.“

„Ich neidisch?“ antwortete Matthias mit einigem Unwillen. „Schon mein Stand verpflichtet mich zur Demut; und wie könnte ich einen Laien, der Soldat war und sich niemals für einen wahren Gelehrten ausgeben kann, für meinesgleichen anerkennen?“

„Sacht, mein Herr, sacht!“ rief etwas ungestümer ein handfester kleiner Mann dazwischen, welcher ein wohlhabender Krämer war. „Ich, Duarte, kenne auch die Welt und ihre Verhältnisse und bin mit manchem Geistlichen und verehrten Gelehrten, Soldaten und Staatsmann umgegangen, aber ein solcher herrlicher, ausgebreiteter Geist, wie unser Freund Dom Luís ist, ist mir noch niemals vorgekommen. Schade, dass er zu seinen Freunden nicht mehr Vertrauen zeigt, er scheint unglücklich und arm und ist zu stolz, um bei einem von uns Verbindlichkeiten haben zu wollen: Er mag wohl früherhin ganz andere Gesellschaft gewohnt gewesen sein, als wir ihm bieten können.“

Der zukünftige Priester wurde hochrot vor Zorn, doch mäßigte er sich und sagte nur: „Ihr, Senhor Duarte, seht zu viel in ihm und wollt Euch selbst in Eurem Freunde verherrlichen.“

Indem kommt ein Mann von mäßiger Größe, aber edlem Stande zur Gesellschaft: Es war der erwartete Luís. Er begrüßte alle höflich, und eines seiner Augen, welches im braunen Glanz leuchtete, schaute alle seine Bekannten mit Freundlichkeit an; das andere war mit einer schwarzen Binde verhüllt, weil er eine Entzündung fühlte, sonst trug er dies erblindete und von einer Schusswunde zerstörte frei. Seine Mienen und der Ausdruck seines Gesichts waren heiter, wenn auch der Menschenkenner einen tiefen, verhaltenen Kummer in diesen lesen konnte.

Es war eingeführt, dass man in diesen heiteren Abendstunden abwechselnd etwas vorlas, und da jetzt der Wirt des Hauses, ein dickes, freundliches Männchen, sich auch zur Gesellschaft setzte, so fuhr Luís fort, den Ariost¹³ vorzu-

13 Ludovico Ariosto (1474-1533) war ein italienischer Humanist.

tragen, an der Stelle, wo man vor einigen Tagen aufgehört hatte. Die schöne Klage der verlassenen Olympia bewegte alle Herzen, und dasjenige, was dunkel scheinen mochte, da nicht alle Zuhörer des Italienischen gleich kundig sein mochten, erklärte Luís auf verständige Weise.

„Der größte Dichter unserer Zeit!“ rief Ernesto aus. „Welche schöne Sprache, welche Wahl der Ausdrücke, welcher Glanz in den Bildern und Gleichnissen! Und diese ewige, unzerstörbare Heiterkeit, dieser Liebreiz in allen Gesinnungen! Es muss Euch freuen, Dom Luís, dass dieser Ludovico auch Euren Taufnamen führt.“

Luís erhob sein sinnendes Auge vom Buch und sagte: „Schon oft habe ich mich daran ergötzt, denn jede Ähnlichkeit mit einem großen Manne, auch die zufällige, erfreut uns.“

„Wäre der feine Schalk“, sagte Matthias, „nur etwas frommer, so könnte er auch den Dienern der Kirche mehr gefallen.“

„Der frommen Lieder“, rief Duarte, „haben wir genug und überlei. Mich entzückt dieser Ariost, vollends mit den Erklärungen unseres Freundes. Aber ich muss immerdar tadeln, dass sein Buch weder Anfang noch Ende hat und dass es sich auf den verwirrten, verliebten Orlando des Boiardo¹⁴ lehnt. Die Abenteuer, so mannigfaltig sie auch beim ersten Anblick erscheinen mögen, gleichen sich doch alle mehr oder minder, und ich meine – wie soll ich doch gleich sagen –, als ob dem schönen Werke ein eigentlicher Kern mangelte, ein tieferes Interesse, das uns immer wieder zu jenem Mittelpunkt hinzöge, welchen ich vermisste. Belehrt mich darüber, Dom Luís.“

„Ich kann, statt zu belehren“, erwiderte der freundliche Einäugige, „nur Eure Meinung und Ansicht bestätigen. Alle diese Gedichte der Italiener, von denen unser Ariost wohl die leuchtende Krone bildet, diese Pulci¹⁵, der Boiardo und unser geliebter Freund, alle erregen mir, wenn ich ihnen recht ins Herz schauen will, eine tiefe Trauer und innige Wehmut. Nicht, solange ich den immer grünen Scherzen unseres Ariost zuhöre, wenn er mich in seinen süßen Gesang einwiegt und mich die ganze Welt vergessen lässt, sondern wenn ich an jenes

14 Matteo Maria Boiardo (1441-1494) war ein italienischer Dichter. Als eines seiner Hauptwerke gilt *Orlando innamorato*.

15 Luigi Pulci (1432-1484) war ein italienischer Dichter.

Aufzählen von Namen, an die Genealogie des Hauses Ferrara¹⁶ komme, an das Lob, welches ausgespendet wird, auf alles, welches einen Bezug auf diese Fürstenfamilie hat. Dieses, mein Freund, diese trockenen Erörterungen und Aufzählungen von Ahnen sollen jenen echten inneren Kern bilden, welchen Ihr mit Recht vermisst. Armes Italien, wie lange ist es nun schon dem Patrioten, dem Begeisterten kein Vaterland mehr! Seit wie lange hat es schon seine wahre Geschichte eingebüßt! Bild, Spiel, Gesang, Bauwerke, Pracht und Luxus müssen die Heiligkeit vertreten, welche vielleicht auf immer verlorengegangen ist.“

„Wie meint Ihr das?“ fragte Ernesto. „Ihr redet sonst immer so verständlich, und dieser Ausspruch ist mir ganz dunkel, auch scheint mir, dass unsere übrigen Freunde Euch ebenso wenig begreifen wie ich.“

„Es ist ja nur die alte Klage“, fuhr der Geistliche hervor, „die Petrarca schon bis zur Ermüdung geführt hat, die Dantes Erbitterung vielfach austönt: dass Italien keine Einheit bilde, dass es von Fremden abwechselnd beherrscht werde, dass der alte Glanz gesunken, dass man nicht aus noch ein wisse und dass die Fürsten, auch die tugendhaften, nicht genügen, um das Band, welches zerrissen ist, wieder zu knüpfen und herzustellen.“

„Zum Teil ist das meine Meinung“, antwortete Luis mit Bescheidenheit. „Früh schon verlor durch ein zersplittertes Interesse, indem jeder kleine Staat etwas anderes wollte, Italien seine Selbständigkeit. In jeder Provinz herrschten wieder Faktionen, und eine jede suchte die andere zu vernichten. So wurde jede Stadt und jedes größere und kleinere Land darauf hingewiesen, fremde Kraft zu suchen und dieser zu vertrauen und, was noch schlimmer war, sich an Fremde zu lehnen, um von diesen den Segen und das Gedeihen zu erwarten. Das ist das Traurigste, was einem Lande widerfahren kann, auf diesem Wege geht es allgemach seinem Untergange entgegen. Wir sagen so gewohnter Weise: Italien, Italiener; allein wo sind diese zu finden? Nur Städte, Ländchen, Fürsten sind dort, die einander in allen Richtungen widerstreben und abwechselnd die Beute dieses oder jenes Fremdlings werden. Der Papst hat immerdar mit den Staaten Europas zu vermitteln und gewinnt oder verliert, indem sich die oder jene Waagschale senkt, sein Land wird von ihm mehr verwaltet als beherrscht, aber doch hat der Römer etwas von seinem hohen Sinn behalten. Venedig ist kräftig und in sich geschlossen und bewahrt auch seinen Einfluss

16 Gemeint ist das italienische Adelsgeschlecht Este, das bis 1597 die italienische Stadt Ferrara regierte.

auf das Ausland; aber das schöne Florenz hat seine Freiheit nicht ertragen können, Sizilien und Neapel werden von Fremden regiert, ebenso abwechselnd Mailand, und der Italiener, welcher sich als Patriot fühlen möchte, könnte nur trauern. Wenn Dante¹⁷ und Petrarca¹⁸ jetzt wiederkehrten, so fänden sie noch ganz andere Ursache zur Wehklage als in ihrem früheren Zeitalter. Woher soll also der große Dichter, wie es Ariost ist, den wahren Mittelpunkt eines so großen Werkes finden, als er in erhabener Laune hat ausführen wollen? Weder Religion noch Vaterland konnten es werden, wenn sein freier Sinn nicht seine Leser und Zuhörer verletzen wollte. Ja, ich fürchte, sich selber konnte er auf diesem Wege nur die größten Schmerzen erschaffen. Darum wirft er sich, als gäbe es keinen festeren Boden, in dieses Lustmeer von Scherz und Spott, Witz und Laune und segelt, von singenden Schwänen auf smaragdener Flut dahingezogen, durch den lichtblauen reinen Äther, von scherzenden Göttern umspielt. Die Weisheit der Sterblichen muss ohne Kampf und Groll so viele Güter aufgeben und ihnen entsagen, und so kann auch aus diesen freien kristallinen Gebilden der Weiseste lernen. Es ist auch fromm, sich in die Notwendigkeit finden; weil also der scheinbare Ernst und das Höchste diesem Gedicht fehlt, möchte ich ihm in dieser Entsagung nicht Mangel an Frömmigkeit vorwerfen. Aber wir Portugiesen, die wir so glücklich sind, ein herrliches, ruhmreiches Vaterland zu besitzen, welches vom Glanz großer Könige, erlauchter und verklärter Frommer, großer Helden und Krieger bestrahlt wird, Männer und Kämpfer, die Taten hier und in fernen, kürzlich noch unbekanntem Weltteilen ausübten, wir dürfen auch nicht gescholten werden, wenn wir in patriotischer Begeisterung sogar Verzweiflung in diesem kecken Aufschwung der Lust und Laune wahrnehmen. Der poetische Übermut erklingt wohl so laut, um sich selber zu betäuben, um sich die Angst weg zu singen. – Auf ähnliche Weise, nur nicht so großartig, tönt das Aufgeben des Vaterlandes aus den Liedern des verständigen Horaz¹⁹, wie aller Römer. Der zärtliche, weiche Vergil wird nur großartig, indem er einmal singt: Wohl mögen uns die Griechen im Bilderschnitzen und in künstlichen Gemälden übertreffen, sie mögen den Vers zierlicher singen, unsere, der Römer Aufgabe ist es, die Welt zu beherrschen, und darin wollen wir Meister sein! – Wollen sie sich

17 Dante Alighieri (1265-1321) war ein italienischer Dichter und Philosoph.

18 Francesco Petrarca (1304-1374) war ein italienischer Geschichtsschreiber und Dichter.

19 Horaz (65 v. Chr.-8 v. Chr.) war ein römischer Dichter.

anders als Patrioten zeigen, so ist es nur Lob und Schmeichelei ihrer Fürsten. Den großen, erhabenen Tacitus²⁰ kann der Verständige als einen Dichter lesen: Hier spricht in jeder Zeile das gebrochene römische Herz, welches im Kampf des Todes den großen Verlust ausspricht, ohne ihn mit Namen zu nennen.“

„Ihr meint also“, fragte Duarte, „wir Portugiesen dürfen auf unser Vaterland und unsere Geschichte stolz sein?“

„Ist es denn nicht jeder Lusitanier?“ erwiderte Luís. „Fühlt er sich nicht in jeder Ader beglückt und groß, dass er sich einen Lusitanier nennen darf, auch wenn er sich dessen nicht immer in Worten bewusst ist, wenn er nicht in gedankenreichen oder prahlenden Behauptungen sich ausspricht? Sehen wir auf jene Zeit zurück, als unser großer Heinrich²¹, jener Prinz, der Entdecker, seine nächtlichen Studien machte und die Sterne fragte, als er seine Schiffe ausrüstete, die Afrika umsegeln wollten, als wir Ceuta eroberten und die Mauren Afrikas schreckten²², als unser Fernando, der Standhafte, ein Opfer seines Glaubens und seiner Vaterlandsliebe wurde²³, als weise Regenten uns beherrschten und schon damals den Namen Portugal groß machten – damals wurde durch Bürgerkriege das mächtige Frankreich elend und klein, die Beute eines fremden Eroberers. England, nur kurze Zeit glänzend, wurde selbst von Faktionen zerrissen und kam dem Untergang nahe. Das große, weit verbreitete Germanien zerrüttete sich in inneren Kriegen und Kämpfen. Das gesittete Italien mühte sich um fremde Interessen bis zur Ohnmacht ab. Unser kleines Land, als das äußerste, als das Haupt und Auge Europas, war durch Weisheit und Kraft

20 Publius Cornelius Tacitus (ca. 58-120) war ein römischer Geschichtsschreiber.

21 Der portugiesische Infant Henrique (1394-1460) war ein entschiedener Förderer der portugiesischen Entdeckungsfahrten. Dies brachte ihm den Beinamen *O Navegador* ein, weshalb er auf deutsch Heinrich der Seefahrer genannt wird.

22 Im Jahr 1415 eroberten die Portugiesen die Stadt Ceuta in Nordafrika, es war der Beginn ihrer überseeischen Expansion.

23 Der Infant Fernando (1402-1443) stellte sich nach einem gescheiterten Feldzug gegen die Stadt Tanger als Geisel zur Verfügung, um den Abzug der verbliebenen portugiesischen Kräfte zu ermöglichen und zugleich als Garantie für die Rückgabe Ceutas an die Mauren. Da sich die portugiesischen Herrscher nicht zu diesem Schritt entschließen konnten, starb Fernando schließlich in maurischer Gefangenschaft.

regiert: der erste João, Duarte, Afonso²⁴ kräftigten, erweiterten unser Gebiet. Nun hatte sich Spanien endlich vereinigt, das früher stets, wie das übrige Europa, in sich selbst entzweit war. Der große Manuel sendet den Helden Vasco da Gama aus, und das östliche Indien mit seinen Schätzen und Wundern, von klugen Völkern bewohnt, neigt sich vor dem portugiesischen Mut²⁵. Ganz andere, wichtigere Reiche werden uns auf wundersame Art Untertan, wie jene wilden Horden, die der großmütige Columbus²⁶ und der gelehrte Florentiner Vespucci²⁷ entdeckten. Weit mächtigere Schwierigkeiten kämpften uns entgegen. Auch wird im Westen Brasilien unser. Und jetzt sind es noch nicht achtzig Jahr, dass Vasco da Gama jenen märchenhaften Orient, das Land der Wunder, entdeckte. Die beiden großen Albuquerque²⁸ führten nun dort, in den fernen Zonen, ihr glorreiches Heldenleben und verübten Taten, die die ersonnenen der fabelnden Poeten übertroffen. Pacheco stiftete seinen unsterblichen Ruhm, Soares war nicht minder Held, Almeida regierte dort²⁹ – und wer kann sie alle in kurzer Zeit nennen und rühmen, die dort kämpften und siegten oder großherzig starben und ihre Namen und Ruhm neben die ewig

24 Die Könige João I., Duarte I. und Afonso V. regierten nacheinander von 1385 bis 1481. Es waren die ersten drei Könige der Dynastie Avis.

25 König Manuel I. regierte von 1495-1521. Unter seiner Regierung wurde Portugal zur Weltmacht. Zentrales Ereignis dabei war die Entdeckung des Seewegs nach Indien im Jahr 1498 durch Vasco da Gama (ca. 1469-1524).

26 Christoph Kolumbus (ca. 1451-1506) war ein italienischer Entdecker. Im Auftrag des spanischen Königs entdeckte er 1492 Amerika.

27 Amerigo Vespucci (ca. 1452-1512) war ein italienischer Seefahrer und Entdecker. Von seinem Vornamen leitet sich der Begriff Amerika ab.

28 Afonso de Albuquerque (1453-1515) war ein portugiesischer Seefahrer und Militär. Er war entscheidend an der Festigung der portugiesischen Macht in Asien beteiligt. Matias de Albuquerque (1547-1609), ein Nachfahre Afonsos, war mehr als drei Jahrzehnte in Indien aktiv. Beide wurden zu Vizekönigen von Indien ernannt, Matias allerdings erst 1591.

29 Duarte Pacheco (ca. 1469-1533) war Seefahrer und Geograph, als Befehlshaber der portugiesischen Truppen in Indien gelang unter seiner Führung ein Sieg gegen zahlenmäßig weit überlegene Verbände feindlicher Herrscher. Lopo Soares de Albergaria (ca. 1442-ca. 1520) war von 1515 bis 1518 Vizekönig von Indien. Francisco de Almeida (ca. 1450-1510) war Entdecker und von 1505 bis 1509 erster Vizekönig von Indien.

leuchtenden des Miltiades, Themistokles und Epaminondas³⁰ einschreiben sahen?“

„Und in welchem kurzen Zeitraum“, fuhr Duarte fort, „sind alle diese Großtaten geschehen! Unsere Väter haben noch manchen von diesen unsterblichen Helden gesehen, sie haben die unglaublichen Dinge erlebt, ihnen war es vergönnt, den glücklichen König Dom Emanuel anzuschauen, und jeder durfte wännen, dass ihn ein Tropfen wenigstens von diesen Strömungen des Ruhmes benetze.“

„Loben wir diese Helden und Könige“, warf der Geistliche Matthias ein, „es kann sein, dass die hohe Stellung der Fürsten ihnen manche Tugend aus den Augen rückt und unzugänglich macht, die dem geringen Untertan nicht fehlen darf. Ist es aber nicht betrübt zu sehen, wie Talente, Gelehrsamkeit oft betteln gehen und verschmachten, wenn ein Leo der Zehnte Possenreißer reich macht und so mancher Fürst seinen Narren oder einen Tänzer, eine üppige Tänzerin mit Geld überschüttet? Augustus gab doch wenigstens dem Virgil sein Landgut zurück, und er und sein Rat Mäzen ließen den liebenswürdigen Horaz nicht darben. Der Lorenz von Medici, der Prächtige, ermunterte doch Künstler und war ein Freund des Politian und Marsilius Ficinus.³¹ Aber hier bei uns mögt Ihr Euch für die Könige begeistern, wie Ihr wollt, was haben sie hier für Wissenschaft, Gelehrte, Malerei oder Dichtkunst getan? Wo sind die großen Männer, die im Tau ihrer Gnade gediehen und aufwuchsen? Ja selbst ihre Entdecker und Helden, die ihnen Weltteile untertänig machten und Millionen Sklaven an die Schwelle ihres Thrones fesselten, wurden mit gallebitterem Undank belohnt. Es ist wohl ein herrliches Schauspiel, wenn der viel duldende Columbus in Ketten nach Spanien zurückgeführt wird, um über schändliche Anklagen seiner niederträchtigen Verleumder verhört zu werden? Ist nicht selbst bei uns der große Held Albuquerque in Armut gestorben? Wurde nicht sein ganzes Verdienst beinahe vergessen? Viel hat auch der einzi-

30 Miltiades der Jüngere (ca. 550 v. Chr.-489 v. Chr.), Themistokles (525 v. Chr.-459 v. Chr.) und Epaminondas (418 v. Chr.-362v. Chr.) waren griechische Feldherren.

31 Lorenzo I. de Medici (1449-1492) war Stadtherr von Florenz und Förderer der Künste. Angelo Poliziano (1454-1494), genannt Politian, war Humanist und Dichter und Erzieher der Söhne Lorenzos de Medici, Marsilio Ficino (1433-1499) war Humanist und Philosoph.

ge Vasco da Gama nicht von seinem Lohn genossen, er starb, als sein Glück anheben sollte. Es ist nicht zu tadeln, wenn dem ruhigen Betrachter, noch mehr dem Gelehrten, der mit tausend Mühsal doch nur bis zur Armut hin durchkämpft, bittere Gefühle gegen diese Großen und Regierenden überschleichen. Und wer wird reich und glücklich? Schmeichler, Toren, Eigennützigste oder diejenigen, die die Leidenschaften der Großen zu benutzen wissen. Ist das nicht die Geschichte aller Reiche und Fürsten; ist Schmach, Armut, Verbannung, Verschmachten und Tod nicht die Marterkrönung der meisten großen Staatsmänner, Krieger und Gelehrten?“

Die Gesellschaft war durch diese Rede aufgeregt worden, und alle sprachen ziemlich heftig durcheinander. Sie zürnten auf ihre Weise über die so oft wiederkehrende schreiende Undankbarkeit der Völker und Fürsten. Nur Luís blieb ganz ruhig und schaute nachdenkend vor sich nieder. Endlich sagte Duarte: „Ihr, mein würdiger Freund, sagt kein Wort zu dieser Anklage, die ich doch so gerecht finde wie wir alle hier. Wie viele große Geister stehen in der Weltgeschichte da als traurige Bilder dieser Tyrannei und des Leichtsinns, geschmäht, verkannt, oft verdammt, wie viel mehr noch sind wahrscheinlich in Dunkel und Vergessenheit geblieben, die auch groß hätten werden können, wenn sie Ermutigung und Beschützer gefunden hätten.“

Luís erwiderte: „Ich habe Euch, teure Freunde, meine Meinung hierüber nicht aufdrängen mögen, weil sie Euch vielleicht zu sonderbar dünken möchte und ich mich fürchte, den Verdacht zu erregen, als könnte ich etwas aussagen, bloß um allem zu widersprechen oder etwas Seltsames zu behaupten.“

„Wir werden Euch, edler Freund, gewiss nicht verkennen“, sagte Ernesto, „drum sprecht frei wie zu Eurer eigenen Seele, auch wenn Ihr unsere Fürsten noch weit härter tadeln solltet, als wir es schon getan haben.“

„Was wir Dank und Undank nennen sollen“, sagte jetzt Luís, „ist schon schwer zu entscheiden, wenn man das Verhältnis und Leben einzelner Menschen betrachtet, wenn wir unsere nächste Umgebung und uns selbst beobachten. Jeder von uns hat, wie er überzeugt ist, schon für Dienste oder Wohltaten Undank geerntet, jeder von uns ist bei Gelegenheit schon undankbar gescholten worden. Ein rein erkannter Dank, ein fortlebendes klares Gefühl der Dankbarkeit für erwiesene Wohltat, beziehen sich diese auf weltliche Güter oder Lehre; aufopfernde Freundschaft ist eine Tugend, die ebenso selten sich groß und glänzend zeigt wie alle übrigen Tugenden. Das Laster des Undanks

ist dagegen allgemein, wie jeder Fehler der in sich verirrt, von Leidenschaften geängstigten Menschheit. In glücklichen Zeiten drängen sich Tat auf Tat, große Männer folgen eilig aufeinander, Talente erwecken einander und zeigen sich dort und hier: dann ist das Vaterland reich an Geist und Kraft. Wie soll, wie kann einem Miltiades, einem Themistokles gelohnt werden? Ruhe, Zurückgezogenheit, Gleichheit mit seinen Kriegern war selbst eines Timoleon Krone.³² Das athenische Volk war damals zu reich und groß, sein Glück steigerte sich so schnell, der außerordentlichen Taten, der unsterblichen Verdienste waren zu viel, als dass es nach dem gewöhnlichen Sinne des Wortes hätte dankbar sein können. Das ist eben das Übermenschliche in den Schicksalen großer Helden und Volkslehrer und Wohltäter der Menschen, dass man sie vergisst, wohl verkennt. Und die tiefe Rührung unseres Herzens, das schönste Gefühl unserer Anbetung aus der Ferne nach tausend Jahren noch, diese Huldigung der Urenkel und spätesten Nachkommen, die jedes Gemüt, welches der Erkenntnis des Großen und Schönen fähig ist, opfert, dieses, was nicht Gold, Ehre noch Lob ist, diese stumme Bewunderung, in der die reinste Verehrung und ein heiliges Mitleid sich wundersam vermischen, ist jener Helden schönster Lohn. So sind sie nicht vergessen, nicht verarmt, vertrieben, gestorben; die Geisterwelt ist ihre Heimat, der Palast, welchen sie bewohnen. Und jede gute Tat, jede schöne Regung, der Glaube an den Adel der Menschennatur wurzelt, wächst und blüht in diesem geweihten Boden.“

Alle hörten den Redenden in stiller Aufmerksamkeit an, und dieser fuhr nach einer kleinen Pause fort: „War die Kunst und Poesie der glücklichen Griechen nicht ganz, nicht im Gegensatz gegen das römische Wesen, vom schönsten Patriotismus durchklungen? Städte, Berge, Flüsse, Menschen und Völkerstämme waren schon seit Homer mit den Göttern des Volkes zugleich verherrlicht worden, und wie war immerdar Athen und alles, was sich auf dieses bezog, Sage, Land und Meer, von der attischen Tragödie verschönt und besungen worden? Und doch verließ Aischylos so wie später Euripides sein Vaterland, um in fremder Gegend zu sterben.³³ Wir wissen nicht genau, was ihren Unwillen reizte und ob die großen Männer nicht auch vielleicht zu eigensinnige

32 Timoleon (411 v. Chr.-337 v. Chr.) war ein griechischer Heerführer.

33 Aischylos (525 v. Chr.-456 v. Chr.) zählt gemeinsam mit Euripides (ca. 484 v. Chr.-406 v. Chr.) und Sophokles (496 v. Chr.-405 v. Chr.) zu den bedeutendsten Tragödiendichtern.

Forderungen an ihre Mitbürger machten. Denn das wird auch ein jeder von uns erfahren haben, dass ein Guttäter, dem wir auf irgendeine Art verpflichtet sind, wohl unsere unerlässliche Freiheit beschränken möchte und es Undankbarkeit schilt³⁴, wenn der wahre Edelmut in uns sich dem widersetzt. Reiht sich ein Bewusstsein an eine Guttat, die der Gelehrte, Künstler oder Dichter dem Lande erwiesen, der Freund dem Freunde, der Reiche dem Armen, der Hochgestellte dem Niederen oder der Untertan seinem Fürsten, und wächst immer starrer und stolzer empor, so verliert die Gabe vieles von ihrer Schönheit. Gern habe ich stets die Regenten entschuldigt, die gegen ihre Helden und die großen Männer des Vaterlandes undankbar erschienen. Sie haben so vieles zu beachten und zu versorgen, alles drängt sich an sie, das Edle und Herrliche erscheint ihnen von ihrer hohen Stellung aus als eine Naturnotwendigkeit, sie fühlen, dass es sich selbst belohnt. Verletzt sie der große Mann nun etwa im Gefühle seiner Kraft und seines Wertes, scheint er, wenn auch nur auf Augenblicke, zu vergessen, dass vom Thron aus ihm seine Bedeutsamkeit wird, sind nun Schwätzer und Verleumder noch obendrein gegen ihn geschäftig, so ist es nur menschlich, wenn der Fürst sein Wohlwollen beschränkt, um den starren Sinn jener Tugend wieder zu mildern. Freilich gewinnen nun oft jene Schmarotzer und Schmeichler, jene Ohrenbläser, Schalksnarren und Gaukler und Tänzer die Reichtümer und Güter, die dem Talent und der Tugend zu gehören scheinen. Wenn aber solch armes Volk durch ihre Erniedrigung dies nicht erränge, was wäre dann ihr trübseliges Leben? Fast jedermann missgönnt ihnen jene Güter, und selbst der Fürst hat nicht das Vermögen, ihnen Achtung zu verschaffen, Bürger und Pöbel schätzt sie geringe, und jedes Auge sieht mit Ehrfurcht auf Verdienst und Größe hin, und um so mehr, wenn sie verkannt oder geschmäht werden. Das hat mich mein Leben gelehrt, dass Verdienst oder Unverdienst hauptsächlich nur durch seine Persönlichkeit jene Güter erringt, die in den Augen der Menschen den höchsten Wert haben. Wer sich anmutig oder gar unentbehrlich zu machen weiß, bei Gelegenheit Vertrauen einflößt, dann wieder gern unbedeutend erscheint, jetzt wieder klagt oder zudringlich wird, zuweilen sogar überlästig, Lob und Spott mit gleicher Miene hinnimmt, niemals den Höheren übersehen will und klüger als dieser erscheinen, kurz, wer nur den Augenblick ergreift und diesem einzig leben mag, ein solcher wird an Höfen willkommen

34 Schilt: 3. Person Singular des Verbs schelten.

sein und gewiss jene irdischen Güter erkämpfen. Tugend und Talent vermögen es fast nie, ihren Genius so zu verleugnen.“

Bei diesen letzten Worten schien Luís gerührt. Die übrigen hatten ihm aufmerksam, einige nicht ohne Verlegenheit zugehört, als Duarte nach einer Pause anfang: „Geehrter Mann, Eure Rede, wenn sie Euch ernst war, macht Eurem Gemüte Ehre; aber Ihr müsst mir verzeihen, wenn ich glaube, dass sie doch ein wenig vom Sophisten an sich trägt. Denn der Regent, indem er so hochgestellt ist, kann sich leichter der kleineren menschlichen Leidenschaften ent schlagen als seine Untergebenen: Er kann seiner Laune und seinem Zeitvertreib vieles opfern, er kann selbst jene schmeichelnden Aufdringlinge befriedigen, von denen er vielleicht wähnt, dass sie seine wahren Freunde sind. Das ist aber alles keine Ursache, auch im Drang gebietender Umstände das Verdienst und Talent ganz aus den Augen zu verlieren. Wenn unser Emanuel ein großer Regent war, so schimpft es ihn dennoch, dass der große Albuquerque arm blieb. Es schimpft seine Räte und Vertrauten, dass sie ihn nicht auf seine Pflicht aufmerksam machten. – Ich weiß, Dom Luís, wie Ihr den Jünglingshelden, unseren König Sebastian, liebt und verehrt – aber die Zukunft wird es ihm ernst verweisen, dass er, mögen ihn Jesuiten, Beichtiger, Soldaten, Adel und Unadel bestürmen und umdrängen, mag dieser ahnungsvolle Feldzug schon längst alle seine Kräfte in Anspruch nehmen –, es ist ein Makel in seinem Ruhm, dass er unseren Camões im Hospital hat verschmachten lassen, dessen Gedicht, mögt Ihr auch widerlegen, soviel Ihr mögt, mir lieber ist als Ariost oder was ich sonst kenne. Und jedem Portugiesen sollte es wohl so sein.“

Luís' bleiches Antlitz hatte sich rot gefärbt, er schien verlegen und als wenn er nach Worten suchte, um diesen Angriff zu widerlegen. Indem alle darauf gespannt waren, was der Mann, den alle in ihrer Gesellschaft für den gelehrtesten hielten, erwidern möchte, wurde die Tür zum Garten mit großer Gewalt aufgerissen, und zwei Soldaten stürmten herein, die einen Greis in ihrer Mitte hatten, der, sowie er die am Tisch sitzende Gesellschaft gewahr wurde, sie um Hilfe ansprach.

Die beiden wunderlich aufgeputzten Kriegersleute waren von der Schar, welche der Engländer Stuckley dem König Sebastian zugeführt hatte.³⁵ Der eine war

35 Thomas Stuckley (ca. 1520-1578) war ein englischer Söldner Als Katholik bekämpfte er das englische Königshaus um Königin Elisabeth I. und stellte sich

ein Italiener und der zweite ein wilder Deutscher, welcher um so heftiger war, da er sich nicht verständlich machen, noch die Reden der anderen verstehen konnte. Der Greis, welcher sehr erschrocken schien, erzählte, wie sie ihm draußen zwischen hohen Gartenmauern begegnet seien und nach irgend etwas gefragt hätten, worauf er keinen Bescheid habe geben können, weil er weder Italienisch noch des anderen würdigen Herren Sprache verstehe. Es ergab sich, dass sie eine Taverne suchten, welche in der entgegengesetzten Vorstadt lag, und dass sie vom zitternden Alten in der Einsamkeit jener Gegend verlangt hatten, dass er sie dahin geleiten solle. Sie sollten dort ihren Anführer, den berühmten Stuckley antreffen, dem sie wichtige Dinge zu berichten hatten und der ihnen wiederum Order geben wollte. Ernesto, welcher jener Gegend ziemlich nahe wohnte, unternahm es, die beiden ungeduldigen Kriegsleute dahin zu führen, nachdem Dom Luís die Zürnenden zufriedengestellt und den erschreckten Greis getröstet hatte. Als die Soldaten fortgegangen waren, nahm auch Luís von seinen Befreundeten Abschied, die übrigen zerstreuten sich ebenfalls, und beim alten Domingos blieb nur der Wirt und ein verarmter Buchhändler.

Domingos, der sich wieder erheitert hatte, fragte den Wirt: „Wer war das freundliche Männchen mit einem Auge, der sich meiner so herzlich annahm? Er sieht krank und arm aus und ist doch so angenehm und redselig und hat ein Betragen wie ein Edelmann.“

„Wir nennen ihn nur“, antwortete der Wirt, „Dom Luís. Ich glaube, sein Familienname wird Zunega sein oder auf ähnliche Weise lauten. Er mag wohl Edelmann sein, aber er scheint gelehrt und von einem kleinen Vermögen zu leben.“

„So? So?“ erwiderte der Alte. „Ich hätte sonst fast glauben können... ich laufe schon täglich seit drei Tagen herum... es lebte noch vor vier Jahren in der Stadt der Dichter Camões...“

und sein Söldnerheer zur Verfügung, mit König Sebastião nach Marokko zu ziehen.

Anhang

Luís de Camões

Die 1833 erschienene Novelle *Der Tod des Dichters* des Schriftstellers Ludwig Tieck (1773-1853) ist eine Hommage an den portugiesischen Dichter Luís de Camões, der als der in seinem Heimatland als Nationaldichter verehrt wird. Sein Hauptwerk *Os Lusíadas* (Die Lusiaden) gilt als das portugiesische Nationalepos³⁶.

Viele gesicherte Erkenntnisse über das Leben des Poeten gibt es nicht³⁷.

Luís de Camões wurde 1524 in Lissabon geboren. Seine Familie gehörte dem niederen Adel an und war einige Generationen zuvor aus Galicien nach Portugal gekommen. Drei Jahre nach seiner Geburt ließ sich die Familie in Coimbra nieder, da in Lissabon die Pest ausgebrochen war. Camões' Onkel war Prior des Klosters Santa Cruz und Kanzler der Universität Coimbra, damals die einzige Universität in Portugal und als solche eine hoch angesehene Einrichtung. Der junge Camões erhielt in Coimbra eine sehr gute Ausbildung, entweder an der Universität, wo sein Name jedoch in keinem Verzeichnis auftaucht, oder in der Schule des Klosters. Er wurde unter anderem in Latein, Spanisch, Geschichte, klassischer Literatur und Mythologie unterrichtet.

Mit ungefähr zwanzig Jahren kehrte Camões nach Lissabon zurück.

36 Vgl. Luís de Camões: *Os Lusíadas* (Die Lusiaden), Bonn ²2014.

37 Die folgenden Beiträge zum Leben Camões' und zu König Sebastião wurden in ähnlicher Form erstmals veröffentlicht in: Dirk Friedrich: *Portugal - eine Collage*, Bonn ²2014.